

# Von den Heilwassern im Engadin

Autor(en): **Biert, Nicolo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wasser- und Energiewirtschaft = Cours d'eau et énergie**

Band (Jahr): **59 (1967)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-920997>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bild 88

Die altehrwürdige Friedhofkirche San Gian mit den originellen romanischen Türmen. Kirche und Hügel stehen seit Jahren im Mittelpunkt der gegensätzlichen Ansichten für die Linienführung der Regionalstrasse im Geländedreieck Samedan—Celerina—Punt Muragl (siehe auch Pläne in den Bildern 83 und 84 Falblatt).



drei Gemeinden miteinander zu verbinden, ist ein grosses Strassendreieck erforderlich. Die Gemeinde Celerina liess einen Gegenvorschlag ausarbeiten (Bilder 83 und 84/Falblatt, sowie 88). Dieses Projekt kommt mit einer einzigen Strasse in geschwungener Linienführung aus, das Trasse folgt den bereits bestehenden Bahnlinien am Rande der Ebene. Der Vorschlag bringt in verkehrstechnischer Hinsicht keine wesentlichen Nachteile gegenüber dem offiziellen Projekt, die Baukosten sind ungefähr gleich, die Unterhaltskosten sogar eher geringer. Der Kanton hält aber gegen den Willen der Gemeinden Celerina und Pontresina und gegen die Auffassung der kantonalen und eidgenössischen Natur- und Heimatschutzkommissionen an seinem Projekt fest. Die Gemeinde Samedan, die neben Celerina direkt interessiert ist, befürwortet das offizielle Projekt des Kantons, da sie vor allem eine empfindliche Tangierung des auf ihrem Territorium gelegenen bekannten und vielbenutzten Golfplatzes befürchtet. Die Gemeinde Celerina hat sich jedoch bereit erklärt, als Realersatz für eingehende Spiellängen, jenseits des Flaz gemeindeeigenes Land zur Verfügung zu stellen, wodurch der Golfplatz sogar noch erweitert und interessanter gestaltet werden könnte. Das Festhalten der zuständigen Behörde an ihrem Projekt kann wohl nur aus der einseitig auf verkehrstechnische Aspekte ausgerichteten Betrachtungsweise erklärt werden. Wäre dieser Strassenprojektierung eine umfassende Regionalplanung vorausgegangen, welche sämtliche Gesichtspunkte berücksichtigt hätte, wäre wahrscheinlich von Anfang an anders projektiert worden.

Für die Budgetierung der sich aus planerischen Massnahmen ergebenden Kosten für eine Gemeinde hat die kantonale Perimeterverordnung grosse Bedeutung. Diese Ver-

ordnung bedarf aber dringend einer Revision, denn heute ist eine Gemeinde nicht in der Lage voranzusehen, welche finanzielle Belastung ihr aus einem öffentlichen Werk erwächst. Die heute gültige Perimeterverordnung sieht nämlich vor, dass die Beiträge der Grundeigentümer, welchen die Anlage Vorteile bringt, von Fall zu Fall durch eine vom Kleinen Rat des Kantons bezeichnete Kommission festgesetzt werden. So weiss die Gemeinde im voraus nie, welchen Anteil der Kosten einer Strasse oder einer Leitung sie auf die Privaten abwälzen kann. Nötig wäre eine rechtliche Grundlage, die es der Gemeinde erlaubt, die Art der Kostenverteilung ein für allemal gültig zu regeln. Nur auf diese Weise wäre das wichtige Teilziel der Planung zu erreichen, nämlich die Aufgaben der Gemeinde mit ihrem Finanzhaushalt in Einklang zu bringen.

Es ist zu erwarten, dass sich auch bei den verantwortlichen kantonalen Behörden und Amtsstellen bald vermehrt die Erkenntnis durchsetzt, dass umfassende Orts- und Regionalplanungen dazu beitragen, einmalig schöne Landschaften zu erhalten und gleichzeitig eine gesamtwirtschaftlich gesunde Entwicklung zu fördern. Die Gemeinden im Engadin haben fast ausnahmslos ihre Verantwortung erkannt, es ist aber dringend notwendig, dass die einzelnen Bestrebungen koordiniert und in einen grösseren Rahmen gestellt werden. Dazu bedarf es nicht nur einer finanziellen Unterstützung durch den Kanton, sondern auch verbesserter gesetzlicher Grundlagen.

Das Engadin ist ein Erholungsgebiet von nicht nur nationaler, sondern internationaler Bedeutung und es geht heute darum, dieses Hochtal als eine der schönsten Landschaften der Schweiz zu erhalten und ihm seine Bedeutung auch für die Zukunft zu sichern.

## VON DEN HEILWASSERN IM ENGADIN

Dr. Nicolo Biert, Zürich

DK 613.45 (494.261.4)

Das Wasser ist Bündens jüngstes und, vom Rindvieh und von den Akademikern abgesehen, sein bedeutendstes Exportgut. Es erreicht die Miteidgenossen in Flaschen abgezogen

oder, in veredelter Form, über Drähte zu ihrer Erleuchtung und Erlabung. Soweit es mit dem «Wasserschloss» zu tun hat, schuf es nicht immer eitel Freude. Doch davon sei für

einmal nicht die Rede. Eine schöne, durchaus freundliche Darbietung der Schöpfung soll uns hier beschäftigen. Sie stimmt uns heiter, weil sie uns nicht in Versuchung bringt, unsere technische Tüchtigkeit an ihr zu erproben. Wir nehmen sie, wie sie ist, als Gabe dankbar hin. Und sie entgelt uns diese Haltung reichlich.

Wie die Geschichte des rätschen Alpenlandes stärker zu fesseln vermag als seine zeitgenössischen Umtriebe, so ist auch seine Natur höher aufgebaut als die Werke seiner Bewohner. Sie schöpft aus dem Vollen, in jedem Betracht. Was uns zum Thema angeht: Graubünden ist der an Mineralquellen reichste Kanton der Schweiz. Ueber 160 solcher Brunnen stossen aus dem Schosse seiner Erde. Sie begründeten, von kriegerischen Hantierungen abgesehen, seinen Ruf rundum und riefen Heilsuchende herbei, lange bevor die Vorzüge des Klimas und die Schönheiten der Hochalpen zur Kenntnis und ins Bewusstsein der Umwelt gelangt waren. Naturforscher und Aerzte kamen früh schon auf die Spur der heiltätigen Wasser, und sie fanden heraus, dass sich die rätschen Mineralbrunnen nach ihrer chemischen Natur in drei grosse Hauptgruppen einteilen lassen.

Die erste Hauptgruppe umfasst Quellen, deren Gehalt und Wirkung hauptsächlich durch den Schwefel bedingt ist. Dazu gehören die Schwefelwasserstoffquellen in Alvaneu, Serneus, Le Prese im Puschlav und Val Plavna bei Tarasp, ferner die Gipswasser, teilweise Eisen und Magnesium enthaltend, in Bergün, Andeer, Ardez, Silvaplana, San Bernardino, Tennigerbad und Vals. Der zweiten Gruppe hat Prof. Dr. A. Hartmann (Aarau) in einer 1927 erschienenen Publikation zugeordnet die einfachen erdigen Eisenquellen mit einem teilweise beträchtlichen Kohlensäuregehalt, der aber doch nicht hinreicht zur Qualifikation eines eigentlichen Säuerlings. Dazu gehören Peiden, Rhäzüns, Rothenbrunnen, Tomils, Solis, Tiefencastel und Disentis. Die eigentlichen Säuerlinge, die sich durch einen sehr hohen Gehalt an freier Kohlensäure auszeichnen (1,5 bis 2,7 g im Kilogramm Wasser), treten in Gruppen von zwei bis zehn Einzelquellen aus dem Boden, so in St. Moritz, Scuol-Tarasp, Val Sinestra, in den Schluchten der Rabiusa und Plessur bei Chur und in Fideris. Diese Säuerlinge, die nirgends sonst in der Schweiz auftreten und im wesentlichen im Engadin beheimatet sind, haben den Ruf von Bündens Heilwassern in die Welt hinaus getragen. «Die Engadinerquellen», so schreibt Hartmann, «gehören zu den eigenartigsten und gehaltreichsten Mineralquellen Europas und müssen schon sehr früh die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen haben.»

Das ist zweifellos richtig. Ehrwürdige Zeugen erhärten die Aussage. Wenn wir — um uns dem Engadin und hier seiner obersten Brunnenstube zuzuwenden —, auf unserem Weg vom St. Moritz-Dorf zum Bad im Engadiner Museum, einer Gründung Richard Campells, einen Halt einschalten, werden wir unvermittelt mit Urgeschichte konfrontiert. Hier sind zwei ausgehöhlte, in einer Verschalung befestigte Lärchenstämme zu sehen, die bei einer Neufassung der alten Mauritiusquelle im Jahre 1907 im Lehmgrund zum Vorschein kamen. Da auf ihrem Grunde zudem Schwerter und Nadeln, offenbar Weihegeschenke frühester Quellenbesucher, gefunden wurden, darf als erwiesen angenommen werden, dass der St. Moritzer Sauerbrunnen schon in der vorgeschichtlichen Bronzezeit bekannt war. Dass die Römer, die über den nahen Julier zogen, sich an dem Heilquell labten, ist nicht überliefert. Aber der Namenspatron des Weltkurortes, der Heilige der thebäischen Legion, Mauritius, wandertätig bis in die Zonen der Balneologie, schuf es. Ihm war die Kirche geweiht, wo heute, von unverlässlichem Erdgrund aus dem Senkel geschoben, der schiefe

Turm noch steht, und so wurden denn die Pilger des Vorzugs teilhaftig, mit dem Heil der Seele auch die leibliche Erquickung am selben Orte zu verbinden.

Schon im 16. Jahrhundert ging der Ruf der bald berühmten «Aua cotschna», des «Roten Wassers von St. Moritz», so geheissen wegen des rostfarbigen Niederschlags der kohlenstoffhaltigen Eisenquelle, über die Berge. Der Zürcher Naturforscher Conrad Gesner trug seinen eindrucklichen Augenschein weiter in die gelehrte Welt, und der Einsiedler Arzt Theophrastus Paracelsus sang das Lied von der ungemeinen Heilwirkung der Mauritiusquelle. Dem hochgehenden Inn fiel dann der Brunnen zum Opfer, bis er wieder zu Berühmtheit gelangte und im 17. Jahrhundert bresthafte Fürstlichkeiten aus Parma und Savoyen ins damals noch wenig gastliche Hochtal rief, wo sie der Trinkordnung des italienischen Arztes Antonio Cesati sich unterzogen, die eine Trinkkur von bis zu zehn Litern im Tag verordnete. Sie gaben sich mit bescheidenen Tavernen zufrieden, in denen das Heilwasser mit hölzernen Kellen aus dem Fassungsstrog in die Becher geschöpft wurde. Badekuren kamen erst um 1815 herum auf, als der Engadiner Dichter und Chronist Conradin von Flugi mit der Jungmannschaft von St. Moritz gegen die widerstrebend-konservativen Väter zum Schutze der dauernd gefährdeten Quellen die notwendige Korrektur des Inn erzwang. Das weitsichtige Bemühen erbrachte reichen Gewinn; denn eine zweite Quelle, der man den Namen des Paracelsus gab, trat zu Tage, und als man 1886 am Fusse des Rosatsch, wo heute das Hotel Stahlbad steht, eine dritte Quelle, die Surpunftquelle, erbohrte, da war reichlich heilender Rohstoff vorhanden, um auch der wasserheischenden Badekur neben der Trinktherapie den Weg zu öffnen.

Die Mauritiusquelle freilich, die gehaltvollste des Dreigestirns, und das eigentliche Rückgrat des Kurortes St. Moritz, erwies sich im Wandel der Geschichte als launisch. Ihre Interdependenz mit dem Grundwasserspiegel und dem nahe vorbeifliessenden Inn bereitete Sorgen und gab Anlass zu lange dauernden geologischen Untersuchungen und sorgfältigen Vorkehren, deren genauer Verlauf in einer 1965 erschienenen Schrift des St. Moritzer Geometers Gottfried Grieshaber mit Akribie aufgezeichnet worden ist. Scheute man sich in früheren Jahrhunderten, dem «Quellgeist» durch menschliche Eingriffe ein Leid anzutun, ihn gar zu «vertäuben», so hat man seither, der Wissenschaft mehr vertrauend als auf «Geister» setzend, die Wasserfassung und die Grundwasserverhältnisse so in den Griff genommen, dass «St. Moritz-Bad» heute zu halten in der Lage ist, was der Name, inzwischen als Kur- und Sportplatz zu weltweiter Berühmtheit gelangt, verspricht. Die Dienstleistung, die letztlich im Geheimnis der Natur gründet, hat auch äusserlich in den vergangenen Jahrzehnten ihre Ausprägung gefunden, sind doch unter der Gemeindepräsidentschaft von Emil Spiess und mit der eindrucklichen Präsenz des Kurdirektors Peter Kasper die Einrichtungen und Anlagen des Bades auf einen Stand gehoben und «konsumgerecht» bereitgestellt worden, der sich der Nachbarschaft des Palace, des Kulm, des Carlton, des Suvretta und der vielen andern Berühmtheiten oben im «Dorf» nicht zu schämen braucht.

Das Engadin schwirrt nur so von therapeutischen Impulsen. Es ist, so möchte man sagen, «Heilung an sich». Das grandiose Schauspiel der hochgelegenen, von den Tausendern respektvoll flankierten und mit Wäldern warm garnierten Seenplatte bedarf keiner Fürsprache. Sie ist durchwaltet von einer dünnen trockenen, bewegten und allergenarmen Luft, die ein aggressives, stark besonntes und stete Abwehrbereitschaft erforderndes Klima schafft, das dem Menschen eine erhebliche Abwehrbereitschaft ab-





Blumenpracht beim Dorf Sent im Unterengadin  
mit Piz Pisoc-Gruppe.

(Foto Feuerstein, Scuol/Schuls)





Bild 89  
 Alter Stich von St. Moritz-Bad;  
 links im Bild ist  
 St. Moritz-Dorf sichtbar.



Engraved by E. T. Courton

Engraved by E. T. Courton

ST. MORITZ IN THE ENGADINE.

fordert und dadurch seinen Körper trainiert. Die so erwirkte Akklimatisation beschleunigt alle Funktionen, mild gesteuert und auf das Zuträgliche dosiert durch die heilenden Wasser, denen sich seit einigen Jahrzehnten in St. Moritz der Torf der Alpenmoore, dem Bad benachbart, zugesellt, der in neuzeitlichen Schlambädern genutzt wird und ein weites Feld moderner Therapie neu aufgetan hat.

Auf dem Weg von der Oberengadiner Brunnenstube hinunter in die monumentale Dolomitenlandschaft des Piz Pisoc und des Piz Lischana, wo wir ins grosse Mineralwasserbecken von Scuol-Tarasp-Vulpera einmünden, ist der Inn unser Gefährte. «Fintant tras spelma l'En murmura» heisst es heimweh schwer und — ahnungsvoll in der Engadiner Hymne. «Solange der Inn noch in seinem Felsbett rauscht...» und das gäbe nun ja wieder Anlass, eine andere Heilfunktion des Engadiner Wassers ins Auge zu fassen. Doch wir bleiben im engeren Kreis unserer Betrachtung und freuen uns über das ungetrübte Wunder, das sich uns in ihm enthüllt. Denn hier unten, in dem mild erweiterten Talgrund, wo sich am Fusse der mächtig aufragenden, pittoresk gezackten Dolomiten liebliche Wiesentufen aufbauen, Laub- und Nadelwälder wärmend sich an den Bergsaum legen, der Inn mit hinreissender Kraft und

Klarheit der Landesgrenze entgegeneilt und die Clemgia stürmisch aus der Schlucht hervorbricht — hier hat die Natur in einem Uebermass von Gebefreudigkeit ihre geheimsten Schleusen geöffnet und heilbringende Kräfte freigelegt, die den europäischen Ruf der Unterengadiner Bädertropole begründet haben. Der Vorgang ist einzigartig im alpinen Raum; denn mehr als dreissig Quellen und Mofetten gibt hier, auf engem Raum, die Erde frei, und sie sind alle von ungewöhnlichem Gehalt.

Der Scharfsinn der Geologen hat sich schon früh mit diesem Naturwunder beschäftigt und ist tief in die erdgeschichtlichen Geheimnisse eingedrungen. Dabei ist er auf das «Unterengadiner Fenster» gestossen, das sich von Ardez bis hinunter nach Pruz im Tirol erstreckt. Wie deuten uns die Wissenschaftler den geheimnisvollen Ablauf des Geschehens in diesem «Fenster»? Die Kohlensäure, so sagen sie uns, dringt aus dem Magma, der glühendflüssigen Masse des Erdinnern, empor und gerät am Südfuss der Alpen nach ihrem Auftrieb durch poröse Gesteine in lockeren Schiefer. Weil diesen zerknitterten Bündner Schiefer undurchlässige Schichten der ostalpinen Decke überlagerten, suchte sich das Gas durch Spalten und Lücken des Schiefers in nördlicher Richtung seinen Weg. Es fand ihn,

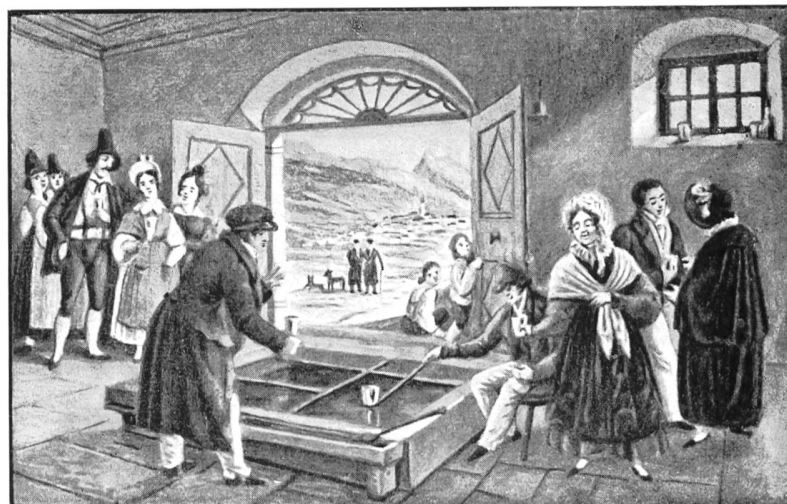
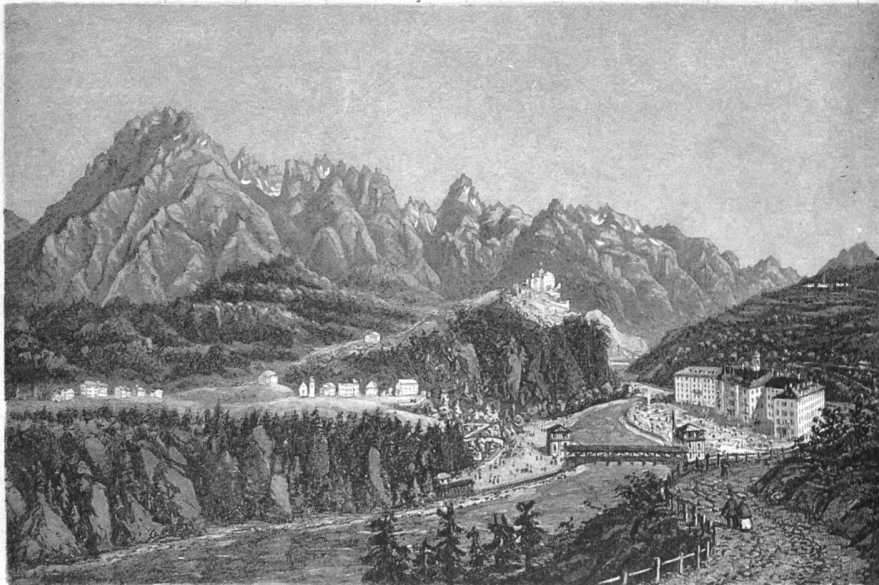


Bild 90  
 Eine Kostprobe aus der  
 Paracelsus-Quelle in  
 St. Moritz-Bad. Stich von 1820.

Val da Scuol. Piz Pisoc. P. Zuort. P. Plafna. P. de la Plattas. Schloss Tarasp. Bad Tarasp. Fettau. P. Cotschen.



Vulpera

Engraving by H. ...

### Tarasp-Schuol.

von Faltungen und Werfungen geführt, dort, wo dieser Schiefer frei an die Oberfläche tritt, eben im «Unterengadiner Fenster». Viele dieser in der Tiefe der Erde vagabundierenden Gase verbinden sich mit dem Sickerwasser, das unterirdische Ströme bildet, und verändern es zu Säuerlingen. Diese Mischung von Kohlensäure und Wasser löst ihrerseits Mineralien im Gestein auf und spült sie als Salze mit. Wie die Gase finden diese nun mineralischen Wasser unter grossem Druck ihren Weg an die Erdoberfläche, und je nach der Art der aufgelösten Mineralien enthalten sie auch Salze der verschiedensten Elemente. Jedes dieser Quellwasser unterscheidet sich geschmacklich deutlich vom andern, und sorgfältig und aus jahrzehntelanger Erfahrung schöpfend ist ihr therapeutischer Nutzbereich individuell abgegrenzt.

Die medizinische Wirkungsweise dieser vielen Mineralwasser ist breit aufgefächert. Da gibt es die alkalisch-salinischen Magnesiumsulfat- und Natriumsulfatquellen, deren therapeutische Qualifikation als cholagog, choloretisch und purgativ bezeichnet wird. Diuretisch wirken die kohlen säurereichen, infolge des hohen Bicarbonatgehaltes alkalischen Quellen mit Magnesium und Eisengehalt, und roborierend werden die eisen- und kalkhaltigen Säuerlinge genannt. Bei den Glaubersalzquellen, die denen von Karlsbad sehr ähnlich sind, handelt es sich um die einzigen ihrer Art im alpinen Raum. Medizinisch besonders wirksam sind die Kohlensäurebäder, für die im komfortablen Bäderhaus in Scuol, im Kurhaus Tarasp, das den hundertsten Geburtstag seines Bestehens vor wenigen Jahren feiern durfte, sowie in den Hotels auf der Blumenterrasse von Vulpera moderne Einrichtungen bereitstehen. Das Badewasser ist mit vulkanischer Kohlensäure gesättigt und enthält zudem grosse Mengen noch ungesättigter oder freier Kohlensäure. Diese durchdringt, so beschreibt es der Schulser Arzt und romanische Dichter Dr. Men Gaudenz, die menschliche Haut und übt eine noch nicht ganz so erklärende, aber eindeutig feststellbare Wirkung auf Herz und Gefässe, und zwar im Sinne einer Zirkulationsverbesserung, aus.

Ungeschützt auf freiem Feld entströmen dem Boden die Mofetten, gesammelte und geschlossene Gasströme, deren man auf dem Gebiete von Scuol-Tarasp bisher fünf fest-

gestellt hat. Es sind, abgesehen von kleinen Gasaustritten in St. Moritz, die einzigen in der Schweiz. Sie sind nach der Meinung Hartmanns seit Jahrhunderten bekannt und führten im Ablaufe eines Hin und Her der Meinungen zur Hypothese von der Verwerfungsspalte und der vulkanischen Herkunft der Gase. Sie sind inmitten eines nicht vulkanischen Gebietes eine zum mindesten eigenartige Erscheinung. Der Wanderer gewahrt nur eine Mulde oder kleinere Grube, nimmt weiter aber nichts wahr, weil die Gase sehr schwer sind und dem Boden nach abfliessen. Bei genauerem Hinsehen aber kann man die Giftwirkung dieser Gasausdünstungen an den herumliegenden toten Insekten, Schmetterlingen, Spinnen und Tausendfüsslern feststellen. Auch Vögel, Mäuse und Reptilien fallen dem tückischen Gas zum Opfer, das vor vierzig Jahren gar ein Menschenleben forderte, als ein Bauer von Scuol sich an einer Mofette zu schaffen machte. Sichere Anhaltspunkte über die Menge der entströmenden Gase gibt es keine. Schätzungen gehen bis auf Millionen Liter je Tag.

In den Zusammenhang dieser wunderlichen Launen der Natur gehören auch die Geysire gestellt zu werden; denn auch sie gibt es auf diesem gesegneten Flecken Erde. Als man im Jahre 1930 im Park des Grand Hotels Kurhaus Tarasp hart am Ufer des Inn zwei Tiefbohrungen vornahm, stiess man vorerst in einer Tiefe von 96 Metern erwartungsgemäss auf einen Mineralwasserstrom, der mit grossem Druck in die Höhe schoss. Jahrelang fanden dort alle 14—16 Minuten regelmässig Eruptionen statt, bei denen gegen 120 Liter Mineralwasser bis zu 10 Meter in die Luft geschleudert wurden. Die zweite Bohrung, etwas weiter vom Innufer entfernt, wurde in 108 Metern Tiefe fündig und bot dasselbe Schauspiel. Die Qualität des Wassers war, bei einer Temperatur von 8 Grad Celcius, derjenigen der nahe gefassten Quellen ähnlich. Versinterung der Bohrlöcher hat im Laufe der Jahre der vielbewunderten Sehenswürdigkeit fast den Garaus gemacht.

Neben den sorgfältig erneuerten Badeanlagen in Scuol bildet die Trinkhalle von Tarasp mit dem Kurhaus in Nairs am Saum des Inn das Zentrum des heiltätigen Geschehens. Bei der mit der Patina ehrwürdigen Herkommens bekleideten Trinkhalle, deren Flügeltrakte sich von einem die Quell-

Bild 91

Alter Stich mit dem direkt am Inn erbauten Kurhaus Tarasp, links auf der Terrasse Vulpera und in Bildmitte das Schloss Tarasp.

fassungen überwölbenden Kuppelbau verzweigen, entspringen die beiden Glaubersalz-Kochsalzquellen Luzius und Emerita. Hierher werden auch die am gleichen (rechten) Flussufer einer Schieferkluft entströmenden Wasser der Bonifaziusquelle geleitet, die, ähnlich der Carolaquelle in der Nähe des Kurhauses, zur Hauptsache ein Eisensäuerling ist. Gegenüber der Trinkhalle ist in jüngster Zeit — eine wertvolle Bereicherung des vielfältigen Angebotes — die auf dem Gebiet der Gemeinde Scuol liegende Quelle von Sfondraz neu gefasst und für den Kurbedarf bereitgestellt worden. Und endlich drängen, um nur die genutzten Quellen hier zu nennen, oberhalb des Dorfes Scuol mit Macht zwei weitere köstliche Brunnen aus der Erde, die Vihquelle und die Sotsassquelle, kalkhaltige Eisensäuerlinge, deren heilsame Flut in die Bäder von Scuol gelenkt wird. Schade, dass es noch nicht gelungen ist, die Lischanaquelle unten am Inn bei der Brücke nach Pradella, der ein besonderes Agens nachgerühmt wird, zu fassen und dem Allgemeingebrauch zuzuführen.

In der wissenschaftlichen Literatur sind die Spuren der Quellen von Scuol Tarasp weit zurück zu verfolgen. Der Zürcher Gesner erwähnt sie 1561 mit hohem Lob: «Ein Wunder der Natur!» ruft er aus. Eine erste Wasseranalyse ist aus dem Jahre 1717 überliefert. Scheuchzer hat sie vorgenommen, die Salze dargestellt, sie zur Kristallisierung gebracht und in seinem Werk «Hydrographie» abgebildet. Trotzdem das Interesse der Naturwissenschaftler für das wunderbare Wasser sich in der Folge in zahlreichen Analysen und Abhandlungen niederschlug, ist über die frühesten Trink- und Badekuren verhältnismässig wenig in Erfahrung zu bringen. Ergötzliche Geschichten über Sitzbäder in Fässern, deren Wasser mit auf dem Feuer erhitzten Steinen temperiert wurde, reihen sich an mündlich überlieferte Vorfälle bei übermässigem Wassertrinken an. Im Zusammenhang mit einem dabei angeblich «geplatzten Tiroler» schrieb ein Zeitgenosse grollend im Jahre 1826: «Wie mancher glaubte hier bei der Universalquelle sich durch immer heftigeres Purgieren von alter Materie und allen Dämonen befreien zu können, unterlag aber, wenn nicht schon auf der Heimreise an Erschöpfung, so doch bald nachher an den Folgen einer so unsinnigen Kur.»

Auch Nicolin Sererhard, der gemütvolle, im Prätigau wirkende Pfarrer und Chronist, einem alten Zernezer Geschlecht entstammend, hat «das berühmte und kostbare Salzwasser» «unweit unter dem Schloss Tarasp gegen Schuls» auf seinen volkskundlichen Wanderungen aufgespürt. In seiner 1742 geschriebenen «Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden» gibt er von ihm die folgende Beschreibung: «Das Salzwasser quillet aus zwei Quellen herfür, die ganz nahe neben einandern sind, kaum anderthalben Schuh weit gesöndert, und sind gleichwohl von ungleicher Natur oder Würkung. Die Kleinere, die nächer gegen Schuls liget, haltet man für etwas edler als die andere, dann die andere welche reicher am Wasser ist, hat diese Eigenschaft, dz sie etwelche naturalia auch vomitiren macht, welches nicht erspriesslich. Die Kleine hingegen macht diese Würkung nicht, übrigens haben beide gleichen Effect, dass sie den menschlichen Leib auf den Grund aus reinigen, und dienet danachen auch vortrefflich zur menschlichen Gesundheit. Man gebraucht es nur drei Tag, am ersten Tag zwei bis drei Massen, auch mehr und weniger, am andern braucht man drei oder vier Mass und am dritten wiederum etwas weniger. Am ersten Tag führet es alle humores crassiores perfect aus dem Leib, am andern Tag führt es etwas aus, welches gar den Darm-Schabeten einigermaßen gleich siehet, am dritten gehet das Wasser gemeinlich so netto wieder von einem, als mans

eingetrunknen hat, alsdann ists auch genug gebraucht, und soll man aufhören, sonst wann man continuieren wollte, pflege es bis aufs Blut zu operiren, welches aber schädlich ist.» Die heutigen medizinischen Einrichtungen und therapeutischen Vorschriften weichen von denen Nicolin Sererhards nicht unwesentlich ab . . .

Die «Tiroleridylle» endete, als Wissenschaftler und Aerzte die ausserordentliche therapeutische Kraft des Schulerwassers erkannten und die Zufahrtswege hinunter zu den Quellen von Nairs verbessert wurden. Um das Jahr 1860 herum fanden, wie der Chronist sagt, bereits an die 370 Gäste «eine anständige Unterkunft». Von da an setzte ein rascher und eindrucklicher Aufstieg des Kurortes ein. Nach dem 1864 eröffneten Kurhaus folgten oben in Vulpera das Waldhaus und der Schweizerhof und drüben in Scuol die Hotels eins nach dem andern bis, nach der Stagnation der beiden Weltkriege, Scuol-Tarasp-Vulpera heute als ein erstklassiger Kurort sich in die bekanntesten Badeorte Europas einreihen kann. In den letzten Jahren hat Scuol im Bestreben, für die Familien kurbedürftiger Gäste eine zeitgerechte Unterhaltung und Erholung zu bieten und auch die in Schwung gekommene Winter-Bäderkur auf die Höhe zu bringen, sportliche Einrichtungen von Rang geschaffen, darunter eine Seilbahn in das Skigebiet der Motta Naluns, und auf der sonnigen Terrasse von Trü eine Kunstseilbahn und ein Schwimmbad. Diese grossen und zeitgerechten Anstrengungen werden ihren Lohn eintragen, wenn sie den Blick und die Mühen nicht von den Heilwassern ablenken, die das einzigartige, unverwechselbar köstliche Kapital und das Rückgrat der Bädermetropole im Unterengadin sind und bleiben werden. Immer werden heilungsuchende Kranke in diesem bedeutendsten Kurgebiet Bündens mit Erfolgen rechnen können, wenn sie sich nur an die Grundweisheit des im 19. Jahrhundert wirkenden Schweizer Balneologen Kaiser halten, der auch die Quellen von Scuol und Tarasp untersuchte und sich also vernahmen liess: «Kurorte gleichen Wallfahrtsorten; sie gewähren Heil nur dem wahren Büsser und nachhaltig dem, der die Gelübde hält!»

Das eindruckliche Schauspiel einer reichlich aus geheimnisvollen Tiefen spendenden Natur, das im Raume von Scuol sich dazu noch mit klimatischen und ganz allgemein erholsamen Heilfaktoren verbindet, fesselt uns in der *Val Sinestra* durch eine besonders eigenwillige Darbietung: den dort sprudelnden Heilwassern ist nämlich in bekömmlichen Dosen Arsen beigemischt. Von Scuol erreicht man über Sent den weitläufigen und dichten Tann dieses bei Ramosch linksufrig ausmündenden Tales, in dessen Grund sich, trotzig wie eine Burg, das Kurhaus vielstöckig erhebt. Tief unten, zu seinen Füßen, fliesst die Brancla und geschieht das Wunder; rund ein Dutzend Mineralquellen entspringen längs des Baches, die bereits 1878 gefasst und ihrer wohltätigen Zweckbestimmung zugeführt wurden.

Prof. Dr. G. Nussberger in Chur, der die Quellen analysiert hat, stellte um die Jahrhundertwende den «erheblichen Gehalt an arseniger Säure und Borsäure» fest, den die Quellen von Val Sinestra mit einer Mannigfaltigkeit in ihrer Mineralisation verbinden, «die sowohl von schweizerischen als ausländischen Mineralquellen von hervorragender therapeutischer Bedeutung nur selten erreicht und nicht übertroffen wird.» Ihr allgemeiner chemischer Charakter ist der von eisenhaltigen, alkalisch-muriatischen Mineralwassern mit grossen Mengen gelöster Kohlensäure. Fortlaufende Beobachtungen der Quellen und Analysen des Wassers sowie sachgemässe Fassungen — heute schütten die sechs gefassten Quellen zwischen 150 und 180 Minutenlitem, und das Badewasser ist eine Mischung aller sechs —



haben im Laufe der Jahrzehnte Val Sinestra weithin einen gefestigten Ruf verschafft. Er stützt sich auf die Bade- und Trinkkur, aber auch auf die wundertätige Wirkung der völligen Abgeschlossenheit von der Turbulenz und den Tücken unserer herzfarktgesegneten Industriegesellschaft. Hand in Hand mit der Heilung und Erneuerung des Körpers geht in Val Sinestra die Erquickung der Seele einher, gehen die stillen Wege doch talein- und auswärts hin zu den frei sich öffnenden Alpweiden und in die Dörfer draussen am lichten Talhang, wo der romanische Laut noch so sicher beheimatet

ist wie die bergbäuerliche Hantierung, nach Sent, Vnà und Tschlin. Hier findet der aufmerksam lauschende und verständnisvoll betrachtende Gast noch erhalten, was andernorts im Tal des Inn sehr gefährdet oder schon dahingegangen ist: Sprache und Brauchtum des seit Jahrhunderten weitgehend auf sich selbst gestellten, von Andersartigem umgebenen und bedrängten Bergvölkchens der Rätoromanen, deren zahlenmässiger Anteil am Schweizerischen Vaterlande unter eins vom Hundert gesunken ist. Wo werden wir in hundert Jahren stehen?

## NOTIZEN ZUR KULTUR DES ENGADINS

Jachen Curdin Arquint, Chur

DK 930.8 (494.261.4)



Bild 92 Beim Engadinerhaus sind die hübschen Erker und die Hängengelken — die hellrocafärbenen Engadinerkelken — besonders charakteristisch.

In jeder Sprache begegnet man Wörtern, deren Wiedergabe in einer andern Sprache auf besondere Schwierigkeiten stösst. Eine bequeme, wörtliche Entsprechung fehlt, und es bleibt einem nichts anderes übrig, als sich mit einer mehr oder weniger glücklich formulierten Umschreibung zu begnügen. Umschreibend muss man versuchen, beim Zuhörer oder beim Leser annähernd dasselbe Bild zu erzeugen, dieselben Empfindungen zu wecken, dieselbe Atmosphäre zu schaffen, die dem wiederzugebenden Wort eigen sind. Fürwahr, ein nicht ganz einfaches Unterfangen! Denn gerade bei diesen, der simplen Uebersetzung, der Substitution, widerstrebenden Wörtern handelt es sich oft um typische Gebilde, um Ausdrücke, die das Besondere, das Wesenhafte, ja vielleicht das Einmalige einer Kultur in sich bergen.

Die Ambiance eines solch «schwierigen» Wortes gestattet oft eine erste, eindruckliche Kontaktnahme mit dem Geist eines Volkes.

In diesem Sinn sei das nun folgende Beispiel verstanden. Wenn der Engadiner, in einer Gegend, in einem Dorf, in einer Gasse, in einem Haus die Empfindung hat, die Gegend, das Dorf, die Gasse, das Haus «lebten» nicht, dann verwendet er in seiner romanischen Muttersprache den

Ausdruck «suldüm» etwa in der Verbindung «que es (das ist) üna suldüm». Dasselbe Wort in derselben Fügung wird auch dann häufig verwendet, wenn man andeuten will, ein Mensch fühle sich allein, verlassen, vereinsamt. — Die so skizzierte Umschreibung des Ausdrucks «suldüm» ergäbe ein falsches Bild, würde man nicht gleich hinzufügen, es fehle dem Engadinerromanischen andererseits ein Ausdruck, mit welchem er die positive Seite des Alleinseins umschreiben kann, ähnlich etwa dem deutschen «Einsamkeit», dem französischen «solitude», dem italienischen «solitudine». So gesehen ist das Wort «suldüm» als Ausdruck einer besonderen Geisteshaltung nicht weniger typisch als etwa ein Platz oder eine Gasse im Engadinerdorf, auf welche jeder Hausbewohner, an seinem Stubenfenster, oder in seinem Erker sitzend, hinausblicken kann, ohne sich auch nur im mindesten vom draussen sich abspielenden Leben abgeschlossen zu fühlen. Es wird zu einer Wortschöpfung, die auf ausgeprägte Hinwendung zum Mitmenschen deutet, auf Freude am Miterleben, auf starke Bindung an die Gemeinschaft; ja es stellt sogar die Gemeinschaft und das Erleben dieser Gemeinschaft in all ihren Bereichen, in der Landschaft, im Tal, im Dorf, in der Familie, als etwas hin, ohne das der Mensch sich verlassen fühlen müsse.

Und tatsächlich! Was diese Wortschöpfung als so wichtig, als so zentral darstellt, das tritt einem — natürlich neben einer Vielfalt von weiteren Elementen — sozusagen als Leitmotiv in der kulturgeschichtlichen Entwicklung des Engadins seit der literarisch überblickbaren Zeit entgegen.

Eine erste, vorwiegend politisch-religiös gefärbte Periode ist durch zwei bedeutende geschichtliche Ereignisse entscheidend geprägt, durch die Struktur der politischen Gemeinwesen und durch die Reformation. Der Beginn dieser Periode wäre ungefähr mit dem 16. Jahrhundert anzusetzen, doch gehen die Wurzeln dazu auf frühere Entwicklungen zurück.

Der Schwabenkrieg hatte 1499 mit dem Sieg der Bündner an der Calven geendet. 1512 hatten bündnerische Truppen das Veltlin, Bormio und die drei Plevien Sorico, Domaso und Gravedona am oberen Ende des Comersees besetzt. In dieser Weise hatte die 1367 mit der Gründung des Gotteshausbundes in die Wege geleitete bündnerische Selbständigkeit auch nach aussen hin ihre Bewährungsprobe bestanden. Der Selbständigkeits- und Erstarkeprozess im Innern war durch eine Zeit der wirtschaftlichen Blüte begünstigt. Mit der straffen Organisation der «Porten», eigentlichen Genossenschaften mit genau geregelter Transportmonopol, hatten sich die Dörfer gute Einnahmen aus dem Transit und aus den von ihm lebenden Gewerben gesichert. Der Geist, der zu jener Zeit das Tal beherrschte,